Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 11 (1931-1932)
Heft: 4

Artikel: Die Schweiz und das deutsche Sprachgefühl. Teil 2
Autor: Heyck, Ed.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-157382

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wort auf die Fragen der Times nicht schwer. Deutschland hat dieses „post-war arrangement of Europe" nicht angenommen, weder en gros noch en détail, und wird es auch nicht annehmen, sondern nach seinen Kräften dahin wirken, daß eine Einrichtung anderer Art zu Stande kommt. Sofern aber der Völkerbund, wie er in Genf eingerichtet ist, seinerseits dieses post-war arrangement stützt und hält, diesen status quo hütet, und seine Bemühungen um eine paneuropäische Union unter der Führung von M. Briand damit beginnt, daß er von allen Teilnehmern dieser Union eine feierliche Verpflichtung auf den Versailler Vertrag verlangt, wird Deutschland auch an die Stelle dieses Völkerbundes einen andern zu setzen suchen müssen, in dem es keine „Klienten" von Großrüstungsmächten mehr gibt.

Die Schweiz und das deutsche Sprachgefühl.

Von **Ed. Heyck**, Ermatingen.

2.

Die ersten 1870er Jahre waren in Deutschland erfüllt von Plänen für die deutsche Sprache. Unter der Sonne der neuen Reichskrone sollte das Aschenbrödel bisheriger Staatsfürsorge nun ihre güldenen Schuhe und Kleider bekommen, sollte gefreit werden vom jüngsten Prinzen der akademischen thronenden Wissenschaft, in der ehelichen Gestalt einer Kaiserlichen Akademie für deutsche Sprache. Besetzt sollte sie werden mit einem Numerus clausus der erlesensten Dichter und Schriftsteller. Die Académie française schwebte als Muster vor, deren Statut besagt: „die erste Funktion wird sein, mit möglichster Sorgfalt unserer Sprache sichere Regeln zu geben" und klare Nomenklatur für alles. Du Bois Reymond, mit der Lebhaftigkeit der ihm eigenen virtuosen Universalgeistigkeit, entwickelte den ins Einzelne durchdachten Plan in seiner Berliner Rektoratsrede 1874, die den entsprechenden Widerhall hervorrief. Dieser zeigte dann aber die Abkühlung, die als Folge der konkretisierten Vorstellung eintrat. Die gute Sprachkunst als Zweck reichte nicht hin, Gelehrte und Dichter, die ja nicht nur methodologisch gesehen je ein Volk für sich sind, hierfür zu verbünden. Das eigentlich Ausschlaggebende für die Unlust bei den Schriftstellern war ein Gefühlstakt, den gerade ihre bedeutendsten vertraten, der Widerspruch gegen die Schaffung von Literaturexcellenzen über dem profanum volgus der Skribenten, gegen „ein Klettergerüst für einander überklimmende Ehrgeize" und höhere Begünstigungen. Die in dieser Beziehung unbefangeren oder unschuldigeren Gelehrten waren wiederum einer Akademie ohne Fakultätsbasis abgeneigt. Solche Stimmungen verwiesen darauf, daß die Erkenntnis der deutschen Sprache schon

versorgt sei durch die bestehenden Akademien der Wissenschaften (Berlin, Göttingen, München, Wien u. s. w.) und besser von diesen nicht abgezweigt werde. Immerhin war es bis dahin nicht eigentlich die Germanistik gewesen, die in diesen „Sitzungsberichten" sonderlich eifrig aufgetreten war. — Nebenbei, in heutigem Rückblick, welche Zeitberühmtheiten damals als die vordersten Anwärter der neuen Akademie gemutmaßt wurden, da nimmt sich die Rangfolge seltsam vergilbt aus. An sehr wenige der heute noch immer Gelesenen und neu wieder Gedruckten dachte überhaupt Jemand, von ihnen ist eigentlich nur Gustav Freytag unter den selbstverständlich als vorderste Genannten zu finden. Das horazische Eheu fugaces, Posthume, das sich als Memento aufdrängt, wird zwar mehr oder minder von Periode zu Periode sich erneuern.

Aber auch noch tiefergründige Bedenken, solche, die in den feinsten Geistern, wie Fr. Vischer oder dem jungen Alfred Dove, vorgingen, widerstrebten der Akademisierung der Sprache. Hatte Du Bois Reymond Träume Jakob Grimms zur Erfüllung zu bringen gemeint, so war dem entgegenzuhalten, wie Grimm überall ausgeht auf das Geschichtliche, Stammhafte, Überlieferte, auf die volksursprüngliche Sicherheit und Kraft in der Sprachbildung; wie er so oft dahin gedrängt hatte, all dem halbvergessenen, stammhaft noch erhaltenen kernigen und bündigen Sprachschatz das Gute zu entnehmen oder hier anzuknüpfen. Er wehrte den Sprachpedanten, die ihm vorkämen, daß sie in der Art der Maulwürfe „blind in der Oberfläche der Sprache reuten und wühlen", oder, woran man sich mitunter bei der großen derzeitigen Sprachgestaltung in Deutschland doch auch erinnert fühlt: „nüchterne Wortbildungen haben unserer Sprache größeren Schaden gebracht als Nutzen". Er verwahrte sich gegen Mißverständnis, wenn er unmittelbar auf das Volk wies: „von der Wissenschaft hege ich die höchste Vorstellung". In einer Rede (1849) als ordentliches Mitglied der Berliner Akademie hatte er hervorgehoben: „Für den Akademiker ist, im Gegensatz zum Schulmeister und Professor, die volle Lust und Muße des Lernens hergestellt." Er darf auf die Weise „immer oben bleiben und die höchste Formel aussprechen". Außer an Jakob Grimm erinnerte die Skepsis sich an Luther, an die Stimmen aus der Zeit der großen Volkserwartungen um 1813, so an Rückert, der die selbstwüchsige Muttersprache pries: „Spenderin aus reichem Horne, Schöpferin aus vollem Borne", an Uhland, der bei der Begründung einer gelehrten Sprachgesellschaft nicht unbesorgt zugleich sich an das Volk wandte:

Indeß nun diese walten,
bestimmen und gestalten
der Sprache Form und Zier:
so schaffe du inwendig,
tatkräftig und lebendig,
gesamtes Volk, an ihr!

Ja gieb ihr du die Reinheit,
die Klarheit und die Feinheit,
die aus dem Herzen stammt!
Gieb ihr den Schwung, die Stärke...

Ohne daß es einer Akademie bedürfe, die eher hemmend sein würde, erwarteten die wie Grimm und Uhland Denkenden von der Reichsgründung, von der enger gezogenen Verbündelung und Gleichbeteiligung der deutschen Stammvölker, daß dadurch der Sprachbestand, der gegenüber der Frühzeit und dem Reichtum der Mundarten an Abschattierungen so sehr verarmte gemeingültige Wortschatz sich selbsttätig auffüllen werde, aus den in den Gebieten der Peripherie noch lebendig gesprochenen altbodenständigen und sinnkräftigen Bezeichnungen, substantivisch, objektivisch und mit glücklich differenzierenden Zeitwörtern. Aus dem frischen Volksborn der Stämme würden klare „neue Wellen über alten Schaden fließen". Dies ist nur leider in all den Jahrzehnten — wenn man von vorsichtigen und feinfühligen Einzelnen wie jetzt z. B. Huggenberger absieht — herzlich wenig versucht worden. Dazu stießen noch solche Versuche bescheidener Mitarbeiter auf die Besorgnis der Redaktionen und selbst von Buchverlegern. Briefe solcher Art beriefen sich auf Duden, wo das Wort nicht vorkomme. Schon Fr. Vischer hatte zu zürnen: „Laß ihn stehen, den Kopf, der eine lebendige Sprache vor der Bereicherung Glück hütet, als sei sie tot!" Wohl aber in umgekehrter Richtung, zur Peripherie hinaus, sind die „neuen Wellen" geflossen. Von dem großen Reichszentrum aus, dort, wo die j-Sprache der behenden Niederrheiner, die im Mittelalter in die zu kolonisierende Mark der Askanier einrückten, zum heutigen Jargon sich vermählt hat mit der allregsamen und rasch auch die Journalistik an sich ziehenden östlichsten Zuwanderung. Durch das von der Reichshauptstadt konzentrisch ausgehende intellektuelle Kanalnetz berieselten auch die stammhaften Uräcker sich mit den erfolgreichen Mehrungen in der Umgangssprache und Druckfähigkeit. Statt den alten und schönen verbreiteten sich aber jene niederen Berlinismen, für die der gewisse Hang zum Schnoddrigen die im Ganzen sehr gutartigen Reichshauptstädter disponiert, ruppig und schnuppe, quatschen und quasseln, klauen, pleite, mau und meschugge und was sonst noch mies ist. Am Ende wäre die als hemmend befürchtete Akademie, eine Art literarische Stempelbefugnis von ihr, doch nützlicher gewesen, als es so gekommen ist.

Eines aber brachten die siebziger Jahre, die neue Wortschreibung. Sie nahm auf ihre Weise den Akademieparagraphen der „sicheren Regeln" auf sich. Der Ausgangspunkt war die beabsichtigte Beseitigung sinnloser Buchstaben, die mit der häufenden Barockzeit in die Schreibung gekommen waren, wie des h in Mährchen, Thür, Gemüth. Aber sehr wünschenswert war bei dieser Gelegenheit eine weitergehende Konvention über die Rechtschreibung überhaupt, sie war für die Praxis geradezu notwendig.

Es herrschte ein überfälliger bunter Zustand, der zu der Reichseinheit nicht mehr paßte; dazu hatte die private Agitation bereits eingesetzt, die auf Reformen drängte und insbesondere im Beruf der Gymnasiallehrer aktive Vertreter hatte. Die Druckereien seufzten unter dem Wirrwarr partikularstaatlicher Schreibungen, dazu noch der Parteiung in konservative und fortschrittliche Tendenzen. Aber auch in der einzelnen Mittelschule, wie ich es persönlich noch mitgemacht habe, schrieb die eine Klasse so und die nächste so; bezeichnend ergab das schließlich bei uns in der obersten Klasse, der Prima, den Entscheid des Direktors: „Schreiben Sie meinetwegen, wie Sie wollen; wenn Sie aber nicht konsequent sind, steck ich Sie ins Karzer!"

Duden, der Koeffizient und Kodifizient der neuen Rechtschreibung, die er seit Jahren betrieben hatte, war persönlich von keinem so empfindlichen Sprachgefühl, das ihn hätte behindern — oder möglich ihm hätte nützlich sein können. So steht er unbefangen auch auf dem Titelblatt seines Regel- und Wörterbuchs als der im buchstäblichen Sinn inflexible, indeklinable preußische Beamte: „Von Dr. Konrad Duden, Geheimer Regierungsrat." Der antike Vergleich dieses ausgezeichneten Schulmannes und Gymnasialdirektors liegt nicht bei Platon, der für die früheste Jugend die Erziehung zur Eurythmie verlangt, Kithara und Grammatik als Lehre vereinigt. Seine antike Parallele hat er aber eigentümlich in Solon, als dem Reformator der athenischen Gesetze. Beide beseelt die Gesinnung des weise gemäßigten Fortschritts, die vermittelnde, gleichverteilende Liberalität, mit Fürsorge und Schonung nach beiden Seiten hin. Duden, obwohl er persönlich für die längere Form gestimmt war, berücksichtigt beide, er berechtigt gleichermaßen, zu schreiben: des Reichs und des Reiches, im Jahr und im Jahre. Gleich dem bald enttäuschten und angegriffenen Solon in seinen hexametrischen und jambischen Rechtfertigungselegien könnte sich jetzt noch, wo der kürzere Dativ erdrosselt wird, Duden persönlich darauf berufen:

„Also stand ich mit deckendem Schild zum Schutze für beide"

Dative, wie in diesem unmodern gut verdeutschten Hexameter des Solon.

Nach dem Akademieplan hätten Dichter und Schriftsteller die Wächter und Bildner der Sprache werden sollen. Sich die Einigung dieser Mitglieder auszumalen, ist zwar etwas, wobei man der Anwandlung schwer entgeht zur literargeschichtlichen Bierzeitung. Bei den Rechtschreibungskonferenzen waren die Individualismen weniger im Wege. Eher die menschlichen, verschieden abgestuften Hemmungen durch das Bisherige, welches man noch in sich trägt. So ließ der Schulmännerrespekt das Ph und Rh bestehn, während der germanische Norden getrost f und r schreibt, rabarber, retorisk, ritmus und reumatism, filolog und fosfor. Falsche deutsche v blieben sanktioniert, wie im Namen „Skandinavien", wo das Wort Au, ouwa, die Endung ist, oder in „Sklave", das aus Slawe, plattdeutsch auch Schlawe, geworden ist. Bezeichnend für die gefühlsmäßige

Hemmung, die man hinterher nicht mehr versteht, mußte die Frage erwogen und beigelegt werden, ob man, wenn nun fortan „Armut" und „Altertum" geschrieben würde, nicht doch lieber Wörter wie „That" mit dem h belassen solle, was ja auch der „Rhön" (!) beschieden wurde. Dann half die Überredungskraft des Wennschondennschon glücklich doch zur Tat.

Bei diesen Konferenzen, wo Unterricht und Ministerium zusammengingen, blieb die akademische eigentliche Fachkenntnis vor der Tür. Es bedarf heute überhaupt einer besonderen Rückerinnerung, wie viel schiedlicher zu jener Zeit historisch-philologische Wissenschaft, Bildung, Unterricht nebeneinander lebten. In der Beziehung sind sogar die großen Wände seither durchlässiger geworden, als die der Nachbarwissenschaften unter sich. Zufällig ist früher einmal in diesen Blättern das Beispiel berührt worden, wie sehr dauerhaft ein und derselbe Volksname auf zwei Geleisen läuft, in der Historie als Alamannen, germanistisch-literarisch als Alemannen, und Duden läßt dann noch die „Alamannen" weg und kennt Allemannen. Es gibt aber wichtigere Dinge, die der einen Wissenschaft das tägliche Brod sind, doch bei der Schwester nebenan nicht auf den Tisch gelangen.

Stand die große Linguistik der praktischen Rechtschreibung abgewandt, so war in der Germanistik, wenn sie sich zwar mit Folklore beschäftigte, doch auch eine Periode der fachlichen Inzucht eingetreten, im Vergleich zu der volksbeseelten und für das Volk, die Allgemeinheit, mitdenkenden Gesinnung aus den Zeiten Uhlands, der Grimm, der Brüder Wackernagel, anders auch, als es glückhaft seitdem sich von Neuem gewendet hat. Auch noch das lebhafte Aufsehn, welches die der Öffentlichkeit vorgelegte und bevorstehende neue Schreibung hervorrief, stieß keine eigentliche ernstliche Mitkritik der Fachleute an. Aus dem Bukett von Professorenäußerungen, daß jene sie nicht berühre, mag nur die eine Probe, die zugespitzteste, zitiert sein: der Sprachforscher sei so wenig verpflichtet, sich um die Orthographie zu kümmern, wie der Anatom um die Schnittmuster der Damenkonfektion. Insofern machte es auch wenig aus, was uns hinterher als das bedeutsamste Pech für die Rechtschreibung erscheinen könnte: daß sie just soeben fertig gezimmert vom Stapel gelaufen war, als 1877 die epochalen Untersuchungen des Dänen Karl Verner über den indogermanischen Satzakzent (in einer deutschen Fachzeitschrift) herauskamen; anders gesagt, die hiermit gegebene genauere Bestimmung der tatsächlich sehr faßbaren Gesetze, die den Laut- und Formenwandel im Germanischen mit seinen phonetischen Spaltungen und Verschiedenheiten bedingen, sodaß also diese nicht als Willkür und launisches Schwanken anzusehen sind. Zu allem übrigen hatten die „Historiker" der Sprache, die sich als solche gegen die schulmännische Neuerung abgrenzten, auch nicht den voraussehenden Blick des Januskopfes, den einst Fr. Schlegel in der doppelgesichtigen Geschichtserfahrung würdigte: zu welchen psychologischen Künftigkeiten die nicht begriffene und nicht verständlich gemachte Zulassung von zweierlei Regel führen müsse.

Der Tadel der mangelnden Einfachheit, Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit wurde schon erwähnt. Auch das Verhalten der juristischen Gesetzbücher. Andere Unbefriedigte, die doch nicht so radikaliter auf den Zwang der Einheitsregel lossteuern wollten, haben Versuche gemacht, dem allzu schwanken Regelwerk die Gerüste verlässiger zu versteifen. So hat man sich insbesondere mit dem Dativ verschiedentliche Mühe gegeben. Aus der subtilen Beobachtung seines natürlichen Verhaltens sind genauere Feststellungen abgeleitet worden, die dann aber auch nur hinauskommen auf die entsprechend kompliziertere Regel. Oder die sichernde Erkenntnis wurde gesucht auf dem Weg der sprachlichen Statistik. Es ist jetzt geraume Jahrzehnte her, daß durch die Zeitungen die wissenschaftliche Mitteilung ging, zwei jüngere norddeutsche Schulmänner wollten sich aufmachen, die gesamten Werke Goethes und Schillers durchzuzählen, wie viel längere und wie viel kürzere Dative sich da ergeben würden. Natürlich hatten die tatmutigen Statistiker jene als die „Weimarer Heroen" ausgewählt. Aber auch so wäre für die zweckdienliche Ergründung des natürlichen Verhaltens der Sprache die Kombination des Frankfurters mit dem schwäbischen Marbacher von der Frankengrenze eine glückliche gewesen, da Beide, wie noch andre süddeutsche Klassiker, so der Biberacher Oberschwabe Wieland, lebenslang unter dem Einfluß der gehörnatürlichen Mundart ihrer Jugend gestanden haben. Ob es nun schon der letzte Zweck der statistischen Ausreise war, auf Grund der herausgezählten Mehrheit den einen oder den anderen Dativ als das goldne Vließ der maßgebenden Richtigkeit heimzubringen, steht dahin. Man hat später von den beiden unerschrocknen Argonauten nichts wieder gehört, und so ist ungewiß, ob sie bis an Schillers zorniges: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn!" gelangt sind, welche Beurteilung Schiller boshafterweise erst im posthumen letzten Band der gesammelten Werke, im Demetrius, ausgesprochen hat. Dudens Statistik beschränkt sich auf zarte Unwillkürlichkeiten. Man schreibe „in der Regel" so, sagt er, wo ihn die Regel verläßt.

Der Deutsche, in der großen Allgemeinheit, will aber wissen, was er soll. Sechs oder sieben Jahrhunderte Bevogtung von oben, durch Zuständigkeiten und Sachverständigkeiten aller Gattung, lassen sich in persönliche Selbstbestimmung und Initiative nur immer vorerst auf dem Papier umschreiben. Unter Regel versteht eine spezifische preußische Gewöhnung unwillkürlich doch auch Reglement. Sie ist die willigste, sobald der kritischen Empfindlichkeit oder Neigung nicht gerade die Manier mißfällt, — der hier als Sinnbild wohl zu erwähnende „Befehlsstab", der rasch als „Löffel" verulkt wurde. Die Sinnesart, die bei dem typischen Unteroffizier unübertrefflich ist in der Ausführung bindender Instruktionen, wird unsicher gegenüber diskretionären Vollmachten. Die Zuschiebung solcher ist ihr verdächtig und verringert den Respekt. Diese Psychologien sollen übrigens nicht allein aus der alten Militärerziehung aller Schichten hergeleitet werden. Gerade neuerdings fällt in der Sprache das unbesinnliche

Mitgehn auf, sobald sich irgend Modiges bemerkbar macht. Ein plattestes Beispiel: wie das zweimal abgeleitete Neuwort oder Unwort „benötigen" mit Glanz das gute alte Wurzelwort „brauchen" verdrängt.

Die amtliche Rechtschreibung war kein befriedigendes Reglement. Früher oder später setzten die selbsttätigen Verbesserungen des an sich mit froher Erleichterung begrüßten „Duden" ein. Die Druckereien schritten zur Selbsthülfe gegen das Schwanken der Regel. Die für besser zu haltende Form, die „vollständige", mußte auch die Gewissenhaftigkeit der Beamten in den Kanzleien und Büro's zu deren alleiniger Anwendung bestimmen. Sodann, wo der Volksschullehrer und Reallehrer unter dem Sisyphusgefühl des Pensums seufzt oder doch es dem Erlernensollen nachfühlt, drängt er der Erleichterung wegen gerne zur „Vereinfachung" des Unterrichtsstoffs. Wiederholt aus diesen Kreisen sehn wir dafür plaidieren, daß zur Ersparung einigen Elementarunterrichts auf wirklichste und lebenslängliche Erleichterungen verzichtet werden solle. Den neueren Jahrhunderten wird die Großschreibung der Substantive verdankt, die eine höchst schätzenswerte Lesehülfe ist und unter Umständen für den unmißverständlichen Sinn geradezu notwendig. Der „Fortschritt", durch Abschaffung der großen Buchstaben, wäre ein Fortschritt ins Mittelalter zurück. Die Ketzermeinung des Verfassers würde auch das Großschreiben der substantivierten Adjektiva aufrechterhalten, während die amtliche Rechtschreibung da, wo ein Zweifel sei, die kleinen Anfangsbuchstaben begünstigt. Ein korrupter Text entsteht durch diese Pedanterie, wenn Eichendorff in einem seiner bekanntesten jungen Lieder nun soll „musizieren vor der allerschönsten Tür". Wenn Jakob Grimm die Hauptwörter klein schrieb und damit Nachfolge bei den Neuphilologen fand, so war das eine persönliche Romantik von ihm, die sich in die durchlaufende Minuskel der mittelhochdeutschen Handschriften verliebt hatte.

Endlich ist noch der Antrieb des Hurrah-Unitarismus schlechtweg, dessen Unbesinnlichkeiten es jeweils auf das Opfer von volklichen Überlieferungswerten oder des Zeitlassens zu psychischer Mitentwicklung, auf Qualitätsverluste nicht ankommt, beginnend von der Allemagne une et indivisible, als ob sie nur der Beschließung bedürfe, bis in die Einzelgebiete des Kulturbesitzes. Ein rechtes Beispiel ist die aus zertrümmerten organischen Stenographien zusammengestückelte, nur durch solchen verdachten Einheitspatriotismus möglich gewordene „Reichskurzschrift", vulgo Schulzeschrift (nach ihrem ministeriellen — Puttkamer benannt), als ein kraß kompromißliches „System" und als praktische Verschlechterung, die aber den Abhängigen der Bürokratie aufgezwungen wird.

So begann nun der Krieg der Schriftsteller, die ihre Manuskripte gemäß dem ihnen geläufigen Formenwechsel schrieben, mit der Druckerei. Er wurde erst mit den letzten Jahrzehnten akuter, da die älteren Setzer noch gehörmäßig mitzugehn vermochten. Dann aber mit zunehmender Fallgeschwindigkeit versank ihnen und den Korrektoren die kürzere

Endung oder Flexion ins Schattenreich jenseit der Lethe. Natürlich war das Erlebnis nicht in allen Fällen dasselbe. Wohl aber konnte oft genug dem Schriftsteller, der seine Ausarbeitung erst im fertigen Abdruck wiedersah, zu Mute werden, wie dem Komponisten, der sein Lied vorgespielt bekommt von einer Klavieranfängerin, die mit dem fis und b im unbedingten Hader lebt.

Erhielt man die regelrechten Korrekturen, so entspann sich nicht selten das hartnäckige Ringen der beiderseitigen Überzeugung. Aus der Erinnerung nur ein solches Beispiel. Ich hatte geschrieben „auf dem Königsstuhl", wie der Berg bei Heidelberg, mit feststehender Daktylusbetonung, heißt. Der Drucksatz kam mit: „dem Königsstuhle". Das e ward gestrichen, die Revision brachte: „auf dem Königsstuhl'", mit dem Apostroph. So mußte eine freundschaftliche kleine Randbemerkung gemacht werden. Diese ultima ratio pflegte dann zu meinen Gunsten zu entscheiden, mitunter brachte die letzte Revision auch eine nette Antwort hierauf mit. — Nur gestreift sei endlich die Hiatusangst bei manchen Herausgebern. Der liebenswürdige Hans Helmolt, auch schon gestorben, stellte zur Umgehung eines Hiatus seinen Mitarbeitern ganze Sätze um, in ihren Beiträgen zu der unter seinem Namen bekannten Weltgeschichte.

Der Zug zur „Einheitlichkeit" hat aber auch die Komma-Interpunktion erfaßt. Sie hat sogar den Schnelligkeitsrekord. Die Druckereien sind drauf und dran, zwischen jegliche Eigenschaftswörter, die zusammen vor einem Hauptwort stehn, das unbesehene Komma zu setzen. Diese „Einheitsregel" kommt auch schon in die Schweiz herüber, da ihr nicht so selbsttätig vom Sprachgehör gewehrt wird. Bisher unterschied man bekanntlich, in welchem Sinn die mehreren Adjektive vor dem Hauptwort stehn. Wenn koordiniert und jedes selbständig, so ward das Komma dazwischen gesetzt, in Stellvertretung eines ideellen „und". Es blieb weg, wenn das eine Adjektiv das andre nüanzierte oder zur Voraussetzung hatte. Ich kann gerne schreiben: „Liebe alte Freundin!" wenn wir schon vor 60 Jahren zusammen gespielt haben; das durch Komma abgesonderte „alte" ziemte sich schon nicht, und wäre als Vergleich von uns noch dummer Neid! Neuestens wird in Deutschland kein Erlaß Hindenburgs gedruckt, wie er selber ihn gemeint hat. „Meine Laufbahn in der ruhmreichen, alten Armee"; hier wird die alte Armee zum Unsinn, wenn man's sehr genau nimmt. Ein paar weitere notierte Belege. Nicht „weitere, notierte"; das Zitat Hindenburgs ist auch notiert. „Das hübsche, junge Mädchen", wenn man längst weiß, daß sie jung ist. „Das schönste, kirchliche Gebäude der Stadt". „Das äußere, lübische Tor" (wo das zugehörige innere Tor auch nach Lübeck führt). „Der weiße Bart des orthodoxen, alten Juden". „Die richtige, adlige Affektiertheit" (übersetzter Dostojewski; nein, nur eine bestimmte Affektiertheit ist gemeint, und die ist in sich nicht adlig). „Eine anderweitige, gute Stelle", wo eine möglichst auch so gute gemeint ist, wie die erste. „Ich träumt' in seinem Schatten so manchen, süßen Traum".

Natürlich im heutigen Neudruck, und mit dem Apostroph, der die grammatische Willkür des Dichters bemängelt. Auch die verstorbenen Aristokraten der Prosa präsentieren sich im posthumen vogelfreien Abdruck mit sinnwidrigen Interpunktionen, die sie bei Lebzeiten nicht zu entrüsten brauchten.

Das Zeitungsreferat am 7. November 1930 über einen Zürcher sprachdeutsch eingestellten Vortrag schloß: „Sein Inhalt ließ erkennen, wie viel eigentlich auf sprachlichem Gebiete immer noch von uns gesündigt wird." Über solch Ob und Wie war in diesen Darlegungen nicht zu reden. Diesen in der Zusammenfassung wird aber der Hinweis gestattet sein, wie viel es in der Schweiz auf sprachlichem Gebiet noch unverbildet zu besitzen und mit frohem Verständnis festzuhalten giebt, ohne den Albdruck unheimischer Richtigkeitszweifel.

Die schweizerischen Schriftsteller haben in Deutschland ihren gebührenden Rang. In dieser Wertung geht das Urteil sicher. Reichsdeutsche Resonanz hat bekanntlich auch noch heimische verstärken dürfen. Heyse als Herold steht da nicht allein. Den Pfarrer von Lützelflüh haben am bäldesten jüdische Verleger in Berlin vollgültig zu würdigen gewußt und seine Veröffentlichungen an sich gezogen, ohne Sorge um übertaxierte Schwierigkeiten des norddeutschen Lesers. Nachmals hat Adolf Bartels, aufgewachsen im stammesstolzen Volkstum der Schleswigholsteiner und im niederdeutschen Platt, mit besonderer Liebe sich für die Größe Gotthelfs und für sein Gelesenwerden in Deutschland eingesetzt, als literarische Erscheinung und erzieherischen Volksmann. In der gleichen Generation mit Bartels, und unter den Jüngeren, sind nicht wenige, die durch ein unermüdliches Einlesen in Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer sich künstlerisch und stilistisch zu bilden suchten. So bedarf es eigentlich nur dessen, daß die andauernde Hochwertung schweizerischer Literatur auch noch dem Umstand auf die Spur kommt, wie jene persönlichen Meisterschaften mitbegünstigt wurden durch den sprachlich allgemeinen Zustand in ihrer Heimat, durch die sicher gehende Gehörrichtigkeit, und mit dieser zusammen durch das Mancherlei, was noch sonst einer plastisch und onomatopoetisch sinnkräftigen Mundart verdankt wird, dem stetslebendigen Umgang mit ihr. Dieselbe Quelle, aus welcher ein mit bewußter Achtsamkeit veredelter Prosarythmus begünstigt wird, behütet die Schriftsprache auch im alltäglichen Gebrauch vor der falsch-richtigen Formennivellierung, vor der Verkalkung ihrer altnatürlichen Elastizität und tonal bedingten Freibeweglichkeit.

Der reichsdeutsche Schriftsteller gleicht heute, bei noch ursprünglichem oder restlichem Sprachgefühl, dem somnambulen Dachwandler, der auf den Anruf hin wach wird und erschrickt vor der Gefahr, in die er sich ahnungslos gebracht hat. Der nicht mehr zu überhörende Anruf ist das maschinelle Sausen und Klappern, womit neuerlich rings um ihn herum an der „Gestaltung" und sprachkundlichen Belehrung der Sprache gewoben wird. Wenn er dann als Sünder in sich geht, um sich vom Bohémien des

orthographischen Schrifttums zum schicklichen Ordnungsbürger zu bekehren, unterwirft auch er sich der einheitlich gewordenen Regel, so wie er sie schon überall liest und am unmittelbarsten von der des Maßgebenden kundigen Druckerei sie ihm vorgehalten wird. Oder er überläßt es ihr, ihn zu verbessern.

Sollte nicht aber auch durch einen geeigneten Anruf die Wiederbesinnung möglich werden auf das ahnungslos vergessene Sprachgehör?, das Erwachen aus der Hypnose, die die Autorität des selber vergewaltigten Duden ist? Der Anruf müßte freilich kommen, ehe es endgültig zu spät ist, anderseits in einem Zeitpunkt, wo er nicht derart wie gegenwärtig übertönt wird. Und er bedürfte dann noch des Lautsprechers, der chorisch sich sammelnden Verstärkung, wo ein einzelner Mund sich nicht einbilden wird, — das schlafende Dornröschen wachzuküssen.

Etwas zum Nachdenken.

Ein-, Aus- und Abfälle aus meinen Notizbüchern.

Von **Dominik Müller**, Basel.

Der Friede ist ein provisorischer Zustand wie die Gesundheit.

Die Weltgeschichte wird vorläufig immer deutlicher zur Geldgeschichte.

Historiker sind Leute, welche ein Geschehnis erst merken, wenn es vergangen ist.

* * *

Geschichtliche Sendung der Schweiz scheint es zu sein, den andern Völkern zu zeigen, daß man es bei durchgehender Mittelmäßigkeit der Begabung mit furchtbar viel Tüchtigkeit immer noch beträchtlich weit bringen kann.

Wir sind ein Land ohne Entwicklungsmöglichkeiten. Wir haben die Wahl zwischen Verkrüppelung, Verkümmerung und Entwurzelung. Bleiben wir im Land, so verkümmern wir; gehen wir ins Ausland, werden wir entwurzelt. Ein Drittes gibt es nicht. Was bei einem großen Volk zur Weltfigur auswächst, verkümmert bei uns zu einer Züs Bünzlin.

Von der Pariser Plattform aus gesprochen, haben die größten Nichtigkeiten Weltwiederhall. In unsern Schweizer Mauslöchern erstickt auch das beste Wort.